

## Wie viel Wohnung braucht der Mensch?

### Eingangsmerkungen zum Größenwandel der Privatsphäre

Schön ist mein Hotelzimmer im Haus „Hinteregger“, wo alljährlich unsere Matreier Gespräche stattfinden: vom Wohnbereich abgegrenzt ein breites Himmelbett, dazu separat ein Bad mit zwei Waschbecken und noch eine kleine Einbauküche, zusammen etwa 35 Quadratmeter. Wie großzügig! - für zwei Personen, die dort eigentlich nur schlafen, um hernach rasch fortzugehen zum Frühstück, zur Tagung, zu Wanderungen. Und das nur zu kurzer Ferienunterbrechung ihres normalen Alltags, wofür sie anderswo ja noch ein ganzes eigenes Haus besitzen!

#### 1. Gegenwärtskomfort

Das soeben neu erschienene Statistische Jahrbuch der Bundesrepublik Deutschland 2005 (*Statistisches Bundesamt 2005, 34, 46, 276, 282*) weiß: Im Durchschnitt bewohnt heute jeder einzelne Deutsche 40,5 qm! Das kostet Familien mit Kindern im Mittel 563 € Monatsmiete (*Bruder, A. 2005, 15*)! 37 % der Bevölkerung aber leben allein, sind Singlehaushalte (*Mischke, R. 2005, 23*), natürlich ebenfalls mit aller nötigen Infrastruktur (Bad, WC, Küche). 1970 waren es – in der alten BRD - erst 25 % gewesen. Das und ein Eigenheimanteil von inzwischen 62 % sind die Gründe, weshalb in vielen Kommunen zwar die Einwohnerzahl schon seit längerem sinkt, die Baugebiete sich aber dennoch flächenverzehrend immer weiter nach draußen schieben.

#### 2. Stube und Kammer im Mittelalter

Kontrastieren wir dies mit Tod und Vergangenheit! Auf dem Nürnberger Johannisfriedhof sind außen an einer Kapelle zwei eiserne Meßplatten eingelassen. Seit dem 16. Jahrhundert normierte man damit die Grabsteine: 6 Werkschuh = 1,67 m lang, 3 Werkschuh = 0,835 m breit. Klein für jedermann also war dieses letzte Haus! Ausgemauert zur Gruft stapelte man darin in der Regel sogar mehrere Särge übereinander.

Wie man im Mittelalter lebte, zeigt uns ein mächtiger Walmdachbau im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim, datiert auf 1367, nach jetzigem Stand das älteste erhaltene Bauernhaus Deutschlands überhaupt. Sein Inneres gehörte in erster Linie den Nutztieren und den Getreide- oder Heuvorräten. Das Wohnen trat zurück. Es reduzierte sich auf die Stube (mit Ofen), die Küche und eine einzige kalte Kammer. Dort schliefen die Eltern und, meist mit im Ehebett, die Kinder; zusätzliche Kinderbetten gab es selten (*Bedal, K. u.a. 1987*).

Nehmen wir zur Fortsetzung die Pfarrchronik unserer Gemeinde Matriel selbst zur Hand (*Brugger, A./ Wörgötter, J. 1984, 20*): 1771 erließ der Fürstbischof von Salzburg als Landesherr ein Dekret, in dem er das Nächtigen der Kinder im Ehezimmer oder der Dienstbotenkammer von nun an verbot. Man argumentierte fürsorglich, die Kleinen könnten zwischen den Erwachsenen eventuell erdrückt werden. In Wahrheit ging es darum, dass im „Prozeß der Zivilisation“, wie ihn der Soziologe *Norbert Elias (1976)* beschrieben hat, der Geist der Aufklärung die Genierlichkeits- und Sittlichkeitsschwelle jetzt deutlich anhub. Aber erst sehr viel später wird man wirklich, getrennt für Mädchen und Knaben, eigene Kinderzimmer schaffen. Ähnlich langsam der Weg zur wohnungsintegrierten Toilette! Noch um 1700 pissten selbst vornehme Adelspersonen bei Hoffesten einfach in die Saalecken oder die Flure (*Elias, N. 1976, 174-207*)! Und noch in einfacheren städtischen Mietshäusern um 1900/1920 musste man zu diesem Zweck aus der Wohnung hinaus und hinauf oder hinunter gehen zum Abort auf der Halbetage, den sich zwei oder vier Parteien teilten. Schlichte Gasthöfe muten uns das bis heute zu.

### **3. Häuser der Frühneuzeit – mit und ohne Großfamilien**

Wenn wir uns das „früher“ oft zu Recht düster vorstellen, kann manche Nachricht aber auch erstaunen: In *J. K. Bundschuhs (1799, Bd.1, 311)* „Lexikon von Franken“ lesen wir z.B. von Gerolzwind, es sei „ein Dörfchen von 9 Häusern, worinn 47 Seelen wohnen“. Solch seltsam geringe Belegungsziffern - nur ca. 5 Personen pro Haushalt! - wiederholen sich vielerorts (vgl. *Braun, J. u.a. 2000, 256f.*; *Reder, K./Söllner, A. 2001, 127*). Spätes Heiratsalter, hohe Kinder- und Wochenbettsterblichkeit, lange Stillzeiten, niedrigere Lebenserwartung der Großelterngeneration, strenge Strafen gegen Fornikanten hielten das Bevölkerungswachstum und die Familiengröße auf den Bauernhöfen damals noch in Grenzen. Es reichte der Platz. Doch gab es

regionale Unterschiede: Zum Beispiel im osttirolischen Deferegggen war der Druck stärker; dort wurde schon 1759 beobachtet, dass sich mitunter zwei oder gar drei Ehepaare eine Schlafkammer teilen mussten (*Dissertori, A. 2001, 11; Ladstätter, V. in diesem Band*).

#### 4. Elendsverhältnisse im 19. Jahrhundert

In den Folgejahren aber wurde es dann generell eng. Natürlich wohnten vermögende Bauern und Bürger auch weiterhin besser, auf zwei Stockwerken und mehr. Ansonsten aber erzwang größerer Kinderreichtum bei Realerbrecht im ländlichen Raum jetzt immer mehr Höfeteilungen. Oder es kam, wenn bei Anerbensitte die leer Ausgehenden fortziehen mussten, zum Bau neuer Tagelöhnerstätten am Dorfrand. „Tropfhäuser“ nannte man diese in Franken, - der Besitz meist nicht größer als das Geviert, das die vom Dach rinnenden Regentropfen zeichneten, der Inwohner daher ein „armer Tropf“ (*Heller, H. 1971*). Wie es dort zuging, schildern z.B. 1858/61 die bayerischen Physikatsberichte (*hier Braun, J. u.a. 2000, 73/74 u. 325*):

*„Im Sinngrunde theilen sich oft 2-3 Haushaltungen in eine äußerst beschränkte Wohnung, Kinder und Erwachsene, männlich und weiblich, theilen ein Lager, das oft kaum ein Bett zu nennen ist. Da fehlt dann natürlich auch Sitte und Ordnung“, „Aborte fehlen fast durchgehends, sie sind in der Regel auf der an dem Hause liegenden Dungstätte, selten in der Stallung improvisiert, oder gar in den Winkeln und unter den Brücken, wie in Gemüнден“ (Dr. Schröder, LG Gemüнден).*

*In Stadtprozelten am Main hat die „... ärmere Volksklasse ... insgemein eine Stube, eine kleine Nebenkammer – oder auch gar keine solche – und ein Ställein für ein Kühelein oder einigen (sic!) Ziegen. ... Nicht selten habe ich auch junge Gänse, eine Brut Hühner und im Winter hinter dem Ofen und unter der Bettstätte die Kartoffeln, angetroffen, um sie im Keller nicht erfrieren zu lassen“ (Dr. Döring).*

Ähnliche Blicke in die Mietskasernen der Großstädte, die gleichzeitig heranwachsen, erlauben um 1900 die Enqueten des Vereins für Socialpolitik. Ich zitiere hier aus dem Milieu hausindustrieller Textilfabrikation in Berlin (*Dyrenfurth, G. 1898, 43/44, zit. in: Gerhard, D. 1985*):

*Die meist nur „aus zwei Räumen bestehende Berliner Arbeiterwohnung“ haben wir in der Regel „in den oberen Stockwerken der Hinterhäuser zu suchen, in denen auf die billigste Weise das Bedürfnis nach vollem Licht zum arbeiten befriedigt werden kann. Von der Treppe aus betritt man einen schmalen, dunklen Gang, an dem mehrere Parteien, meist zwei bis vier, wohnen und der die einfenstrigen Küchen von den gegenüberliegenden Stuben trennt. Je nach dem es der Platz erlaubt, sitzt die arbeitende Frau nun in einem oder dem anderen der beiden Räume. – Ist die Stube an Schlafgänger abvermietet oder durch die eigene Familie in Beschlag genommen, so steht die Nähmaschine zwischen Kochherd, Vorräten, Betten, eingeweichter Wäsche in der Küche... – In den sogenannten Kochstuben, von Ehepaaren mit drei und vier Kindern bewohnt, trifft man inmitten des unbeschreiblichen häuslichen Chaos die Frauen an der Nähmaschine sitzend an. Das Arbeitsmaterial liegt auf den Betten und wird aufs ängstlichste vor Unsauberkeit geschützt...“.*

Untervermietung an solche „Schlafgänger“, was häufig vorkam, bedeutete eine Art kostensenkenden Schichtwechsels, bei dem das Bett nie kalt wurde. Einige Architekten wollten den Individualbedarf noch weiter einschränken durch gemeinsame Zentralküchen, zumal das tägliche Mittagessen sich ja nun ohnehin zum Teil hinausverlagerte in die Werkskantinen. Das setzte sich aber nicht durch.

## **5. Leitbilder der Postindustrialisierung: Gartenstädte und Eigenheime im Grünen**

Vielmehr gerieten solch wenig menschenwürdige Verhältnisse nun zunehmend in die Kritik. Aus England kam ab 1908 die Gartenstadtidee herüber, die auch Arbeiterfamilien wieder, wie zu ländlichen Zeiten, ein wenigstens bescheidenes „ganzes“ Haus gönnen wollte, samt ein paar Gemüsebeeten und Obstbäumen. Herzstück sollte die Wohnküche sein. Der Rest der durchschnittlich (auch jetzt nur!) 55-65 qm Wohnfläche verteilte sich auf die – selten benutzte – „gute Stube“ und den „Abort“, die gleichfalls im Erdgeschoss lagen, sowie einen Schlafraum und eine (Kinder-) Kammer darüber. Nicht immer wurde im Keller außerdem ein „Bad“ vorgesehen. Für weitere Funktionen gab es Gemeinschaftseinrichtungen, z.B. das Waschhaus (Heller, H. 1984, 1985).

Der Wunsch auch der Städter zum „Wohnen im Grünen“ wurde von da an übermächtig. Der Preis dieser nach 1960 noch verstärkten Stadtflucht in

Reihenhauskolonien oder gar freistehende Eigenheime zum Teil immer größeren Zuschnitts wird bezahlt mit Flächenzersiedlung und Verkehrskosten. Aktuell will man diese ökologische Fehlentwicklung jetzt wieder bremsen; ein Schritt dazu ist, dass die CDU/SPD-Koalition ab 2006 die steuerliche Eigenheimzulage streichen wird. Architekten und Soziologen prophezeien, dass für die Computermenschen der Zukunft Wohnen und Arbeiten im Büro bald eins sein werden (*Bruder, A. 2005*).

Dazwischen lag nach 1945 noch jene Episode, als die nicht kriegszerstörten Wohnungen massive Flüchtlingseinquartierungen bekamen. Von fünf Zimmern mussten meine Großeltern, Lehrer in der Stadt, damals zwei an ein Ehepaar und eines an eine alleinstehende Witwe abtreten; keinen individuellen Anspruch mehr gab es auf Bad und Clo. Gut zehn Jahre dauerte das. Und als man den aus Böhmen vertriebenen Schönbacher Geigenbauern schon 1949ff. in Erlangen-Bubenreuth eine eigene Siedlung baute, waren die zunächst mal überglücklich, obwohl jedes dieser Reihenhäuschen – einschließlich Werkstatt – nur ein Richtmaß von 54 qm hatte (*Seele, E. 1971, 135/36*).

## 6. Blicke in die Dritte Welt

Lange wurde es also „besser und besser“, - in Deutschland, aber nicht überall: Favelas habe ich gesehen 1983 in Mexico-City, Bidonvilles kaum außerhalb der nachkolonialen Stadt Tunis 1969, Schlafplätze zwischen Grabsteinen auf den Mamelukken-Friedhöfen Kairos 1982, eine verschmutzte Decke als „Platte“ sogenannter Großstadt“berber“ unter Brücken vielerorts, - je nach Sprachzonen unterschiedliche Bezeichnungen für immer wieder die gleiche Sache Slum: mit Lumpen verhängte Bretter- oder Wellblechbehauungen der Ärmsten der Armen am Rand von Metropolen, in deren Zentren feine Wolkenkratzer glitzern. Und der globale Trend der Urbanisierung treibt immer mehr Menschen dorthin; diese Elendsquartiere wachsen und wachsen auf engstem Raum und nicht selten gerade im Schatten von Müllkippen oder längs stinkender Kanäle. In diesem Sommer fuhren wir in Bangkok (Thailand) auf Booten an endlosen solchen Verschlägen, kaum Hütten zu nennen, vorbei; vor den sanitären Zuständen grauste uns. Dass fliegende Händler an der Bordsteinkante benzingeschwängelter Citystraßen kleine Garküchen aufbauen, oft ohne Fließwasser, aber trotzdem mit viel Laufkundschaft, hat damit zu tun, dass viele Privatwohnungen höchstens zwei Zimmer und oft gar keine eigene Küche besitzen - und auch kaum brauchen, weil man ja nach einem langem Arbeitstag oft erst ganz spät zum Schlafen heimkommt.

So hat die Stadt als Wohnform des 20./21. Jahrhunderts viele Gesichter. Und Millionenstädte kann man keineswegs nur nach ihren Bevölkerungszahlen vergleichen. Aufschlussreicher für dort anzutreffende Lebensqualität ist eher die Flächengröße, auf der sich diese Millionen verdichten. In der Ukraine pferchen sich in einer Einzimmerwohnung von zwanzig Quadratmetern oft sechs und noch mehr Personen zusammen (*Lemberger, B. 2005*). Oder anders: Auf weniger als der Fläche Hamburgs (1975: ca. 1,7 Mio Einw., rückläufig) schwoll die Einwohnerzahl der südkoreanischen Hauptstadt Seoul binnen fünfundzwanzig Jahren von 2,5 Mio auf fast 7 Mio (1975) an, also Hamburg x 4! In einem Viertel aller Wohnungen standen je Person statistisch nur drei Quadratmeter zur Verfügung. Wohnblocks, die man in diesen 1970er Jahren in engster Verbauung für untere Einkommensklassen hochzog, bieten pro Einheit 43 Quadratmeter. Nach Stand 1975 waren 21 % aller Wohngebäude als Slums einzustufen; 11 % der Haushalte hatten kein fließend Wasser (*Dege, E. 1978, 304-306*). Grünflächen und Gärten dazwischen sucht man vergebens, kaum anders in Hongkong. - Signifikant zeigt dies unsere westlichen Komfortansprüche, unter denen wir es nicht mehr tun wollen! Ob wir sie im wirtschaftlichen Prozess der Globalisierung dauerhaft halten und verteidigen können???

## **7. Maximal- und Minimalbedingungen**

Wie viel Wohnung also braucht der einzelne Mensch wirklich? Was ist das Minimum? Und wo sind die Grenzen des Wachstums? Alle diese Menschheitsgenerationen lebten und pflanz(t)en sich fort. Das ununterschreitbare Existenzminimum auf der Stufe des Dahinvegetierens scheint sehr tief zu liegen. Alle weiteren Vergrößerungen, Ausdifferenzierungen, Verschönerungen bedienten Wünsche, zeitgemäße Vorstellungen von Lebensqualität, Sittlichkeitsvorstellungen, psychosoziale Parameter. In ähnliche Fragerichtung zielte im August 2005 ein Experiment in London, wo sich ein Rudel von drei Männern und fünf Frauen, „homo sapiens“ also, nur angetan mit Badekleidung in ein Zoogehege sperren und vom Wärter füttern lassen (die Nacht allerdings jeweils daheim in der eigenen Wohnung verbrachten). Die Zoologische Gesellschaft wollte damit demonstrieren, dass der Mensch die anpassungsfähigste Art im Ökosystem überhaupt ist (*Bebber, H. 2005*).

## 8. Literatur

- BEBBER, Hendrik (2005): Menschen im Gehege. – In: Erlanger Nachrichten v. 27.8.2005.
- BEDAL, Konrad / CODREANU, Silvia u.a. (1987): Ein Bauernhaus aus dem Mittelalter. – Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bd.9.
- BRAUN, Josef / DEUBERT, Michael / HECHT, Julia / REDER, Klaus (2000): Der Landkreis Main-Spessart um 1860. Amtsärzte berichten aus den Landgerichten Arnstein, Gemünden, Karlstadt, Lohr, Markt-Heidenfeld, Rothenfels und Stadtprozelten. – Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte Bd.73. Würzburg.
- BRUDER, Angelika (2005): Die Speckgürtel werden immer dicker. Der Mangel an Arbeit entleert das Land, die hohen Mieten vertreiben aus den Innenstädten. – In: Nürnberger Nachrichten, Sonntagsblitz v. 3.7.2005.
- BRUGGER, Alexander / WÖRGÖTTER, Josef (Hg. 1984): Pfarrkirche St. Alban Matrei in Osttirol. – Matrei.
- BUNDSCHUH, Johann Kaspar (1799): Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Franken. 3 Bde. - Stettinische Buchhandlung. Ulm.
- DEGE, Eckart (1978): Korea. – In: Fischer-Länderkunde Bd.1. Ostasien. Frankfurt a.M., 259-323.
- DISSERTORI, Alois (<sup>2</sup>2001): Die Auswanderung der Defregger Protestanten 1666-1725. Schlern-Schriften H.235. - Universitätsverlag Wagner. Innsbruck.
- DYRENFURTH, Gertrud (1898): Die hausindustriellen Arbeiterinnen. – Leipzig.
- ELIAS, Norbert (1987): Über den Prozeß der Zivilisation. 2 Bde. Frankfurt a.M.
- GERHARD, Ute (1985): Heimarbeit, aber ‚kein Zimmer für sich allein‘. – In: E. Führ (Hg.1985), Worin noch niemand war – Heimat. Wiesbaden/Berlin, 53-57.
- HELLER, Hartmut (1971): Die Peuplierungspolitik der Reichsritterschaft als sozialgeographischer Faktor im Steigerwald. – Erlanger Geographische Arbeiten 30.
- HELLER, Hartmut (1984): Kulturanalytische Bemerkungen zur Gartenstadtbewegung. – In: Otto Koenig 70 Jahre. Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Verhaltensforschung (= Matreier Gespräche). Wien/Heidelberg, 95-105.

- HELLER, Hartmut (1985): Genossenschaftliche und werksgebundene Gartenvorstädte in Nürnberg. – In: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Lübeck, H.56, 55-71.
- HELLER, Hartmut (1985): Gartenstädte als Teil deutscher Großstädte. – In: Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Dt. Volkskundekongress in Berlin 1983 (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Bd. 13). Berlin, 49-59.
- HELLER, Hartmut (1999): Serielle Quellen in Bayern – Physikatsberichte und Pfarrbeschreibungen des 19. Jahrhunderts. – In: Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung in Baden-Württemberg, Serie A., H.12.
- LEMBERGER, Brigitte (2005): Angekommen, aber nicht am Ziel. Vier Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion erzählen von ihren Sorgen und Sehnsüchten. – In: Nürnberger Nachrichten, Seniorenbeilage „sechs+sechzig“, 6.Jg., H.3, 5-7.
- MISCHKE, Roland (2005): Die Menschen wohnen künftig im Büro. Architekten und Soziologen diskutierten in Frankfurt über brisante Fragen der Stadtplanung. – In: Erlanger Nachrichten v. 1.3.2005.
- REDER, Klaus / SÖLLNER, Anne (2001): Der Landkreis Kitzingen um 1860 (Teil 2). Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte Bd.90. - Würzburg.
- SEELE, Enno (1971): Das Regnitztal zwischen Baiersdorf und Erlangen. – In: H. Heller (Hg. 1971), Exkursionen in Franken und Oberpfalz. Erlangen, 125-138.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (Hg. 2005). Statistisches Jahrbuch 2005 für die Bundesrepublik Deutschland. - Wiesbaden.



# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2005

Band/Volume: [2005](#)

Autor(en)/Author(s): Heller Hartmut

Artikel/Article: [Wie viel Wohnung braucht der Mensch? Eingangsbemerkungen zum Größenwandel der Privatsphäre 209-216](#)